
Ausschnitte aus dem Buch »Deutsche Kindheit in der Dobrudscha« von M. Monika Niermann

4. Die Geburt des Kindes

4.1. Komplikationen und plötzliche Geburt

Längst nicht alle Geburten verliefen ohne Komplikationen. Immer wieder gab es Frauen, die im Kindbett verstarben. Insbesondere wenn das Kind eine Steißlage oder Querlage eingenommen hatte, war es für die zumeist ungelerten Geburtshelfer unmöglich, der Gebärenden zu helfen. Bei derartigen Notlagen einen Arzt zu Hilfe zu holen, war in der Regel aussichtslos, weil die Entfernungen zu den nächsten Städten zu groß waren. „Einmal habe ich gehört, daß die Hebamme sogar reingelangt hat in den Mutterleib und das Kind gedreht hat, wenn es eine Steißlage war. Die war sehr geschickt“ (Viktoria Gehres, Cogealia).

Weil sich die Frauen von diesen Komplikationen untereinander erzählten, ging so manche Gebärende mit großer Angst in die Stunde der Geburt. „Uns wurde gesagt, wenn eine Frau ins Kindbett kommt, steht sie mit einem Fuß im Grab. Und wenn sie dann fast jedes Jahr ein Kind bekam, war es natürlich schlimm“ (Anna Terneš, Caramurat). Es kam auch vor, daß die Wehen ganz plötzlich einsetzten. In einem solchen Fall mußten der Ehemann, Nachbarn oder Verwandte schnell einspringen und als Geburtshelfer fungieren. Maria Tschernischow aus Sofular weiß von so einer plötzlichen Geburt zu berichten: „Plötzlich in der Nacht ging es los. Ich mußte rennen und das alte Mütterchen holen. Ich war da in dem Zimmer drin, wo die Mutter entbunden hat. Und die Hebamme, die hat dann da rumgewirtschaftet, sie rief: ‚Schnell, schnell Wasser!‘ Mein Vater, der dazukam, der mußte rennen, Wasser, heißes Wasser machen.“

4.2. Hausgeburt

In der Regel kamen die Kinder der Dobrudschadeutschen im Elternhaus zur Welt. Wenn sich die Geburt ankündigte, wurde nach der Hebamme geschickt. „Baba Florica‘ wurde die Hebamme auch genannt“ (Gerlinde Stiller, Sofular). Es wurde sehr unterschiedlich gehandhabt, wer während der Geburt im Zimmer der

Gebärenden bleiben und helfen durfte. Die meisten Hebammen hatten es nicht gern, wenn der Mann der Gebärenden bei der Geburt anwesend war. Kinder wurden aus dem Zimmer geschickt. Eine Ausnahme bildeten jene Töchter, die beinahe im heiratsfähigen Alter waren. Die Schwestern der Gebärenden, ihre Mutter oder auch ihre Schwiegermutter durften bei der Geburt in der Regel anwesend sein. „Und da ist die Mutter auch grad zur Entbindung komme, und da mußten sie halt alle raus, die Kinder. Und die Buben haben sich gefreut, ja, jetzt kriegen wir ein Kind, aber wir mußten ja alle raus, wir haben ja nichts mitkriegt“ (Cornelius Wagner, Caramurat). „Die Männer wurden meistens von der Großmutter, wie wir die Hebamme nannten, rausgejagt. Mein Mann war bei der Geburt meiner Kinder dabei, aber es war sonst nicht üblich“ (Anna Ternes, Caramurat).

Hin und wieder wurde die Schwangere während der Arbeit von den Wehen überrascht. Wenn die schwangeren Frauen auf dem Feld mitarbeiteten, blieb im Falle der einsetzenden Wehen keine Zeit mehr, das Kind zu Hause zur Welt zu bringen. Maria Tschernischow aus Sofular hat als junges Mädchen solche Geburten miterlebt. Sie erzählt davon: „Wie die Frauen da entbunden haben, sag ich, nein, manche haben auf dem Feld sich hingekniet, das weiß ich noch gut, die jüngeren Frauen, die haben einmal geschrien und dann war schon das Kind da. Die älteren Frauen, die dabei waren, haben das Kind trockengerieben. Und ich weiß nicht, war das Heu oder eine andere Pflanze, damit haben sie schnell den Nabel abgebunden. Die haben sich das eine von der anderen abgeguckt, damit sie den Nabel verbinden können. Und dann wurde die Frau, die geboren hatte, nach Hause gebracht. Als ich das als junges Mädchen mitbekommen habe, war das schrecklich für mich. Ich dachte, wenn das so ist, werde ich nie heiraten.“

Die Tatsache, daß viele Frauen und Kinder bei der Geburt starben, führt Johanna Krauss aus Cobadin darauf zurück, daß es bei der Geburt nicht immer hygienisch zugegangen ist oder aber andere Fehler gemacht wurden. Als Gründe dafür, daß Gebärende im Kindbett starben, führt Anna Ternes aus Caramurat das Kindbettfieber oder den Blutsturz an. Auch kam es vor, daß die Kinder im Mutterleib falsch lagen und daher nicht zur Welt gebracht werden konnten.

„Einen Fall von Blutsturz hab ich in meinem engsten Familienkreis erlebt. Tante Ida und Tante Olga saßen vor der Haustür auf einer Bank und sprachen darüber, was Ida bevorstand: Die Geburt ihres ersten Kindes. Ida weinte und sagte: ‚Tante Olga, ich habe so Angst davor. Tante Olga tröstete sie und versprach, bei ihr vorbeizukommen. Sie sollte sie nur rechtzeitig verständigen. Doch wir warteten vergeblich auf eine Nachricht. Tante Olga war sehr unruhig und träumte nachts, daß Ida sie gerufen hätte. Sie bat Onkel Paul, doch nach Horoslar zu fahren. Sie fuhren mit dem Auto dorthin. Auf Arnolds Hof war es verdächtig still. Tante Olga rannte, nichts Gutes ahnend, ins Haus. Ida hatte soeben einen Jungen entbunden. Die rumänische Staatshebamme war gerade dabei, Ida heiße Umschläge auf den Unterleib zu legen, damit die Blutung nachlassen sollte. Die Schnapsflasche stand natürlich auf dem Tisch, und sie kippte sich auf das Wohl des soeben geborenen Jungen einen Schnaps hinter die Binde und bot auch gleich Tante Olga einen an. Doch Tante Olga fuhr ihr dazwischen, machte kalte Umschläge und die Blutung ließ etwas nach. Ida weinte vor Freude, daß Tante Olga gekommen war. Schnell packten sie Ida in Onkels Auto, um Ida in die Stadt zum Arzt zu bringen. Arnold hielt Ida in den Armen. Sie waren gerade vom Hof, da rief Arnold entsetzt: ‚Tante Olga, Ida stirbt.‘ Ida röchelte kurz und verschied“ (Gerlinde Stiller, Sofular).

Fehlgeburten gab es häufig, aber über Fehlgeburten wurde nicht geredet. Man vermutete, daß bald jede zweite Frau eine Fehlgeburt unter ihren Kindern zu verzeichnen hatte. „Ich hatte zwei Fehlgeburten, eine nach dem dritten Kind und eine nach dem vierten Kind. Ich habe zu schwer gehoben und da war es passiert, noch im dritten Monat“ (Christine Pfeifer, Tariverde). Vereinzelt gab es auch Frühgeburten, die sogenannten Siebenmonatskinder. In der Regel hatten sie keine Chance zu überleben. „Selten, ganz selten hat es eins geschafft. Es gab ja keine Brutkästen“ (Alida Käfer, Cogealac).

4.3. Das Kind ist da

Die bei der Geburt anwesenden Verwandten oder Nachbarn blieben in der Regel so lange bei der Gebärenden, bis die Geburt abgeschlossen und die Hebamme das Kind gebadet und versorgt hatte. Voll Neugierde wurde geguckt, ob das Neugeborene nun ein Mädchen oder ein Junge war. „Wenn es ein Bub war, hat sich der Bauer gefreut und wenn es ein Mädchen war, hat sich die

Mutter gefreut (Abb. 6). Hat sie doch schon wieder an die Hilfe gedacht, wenn das Mädchel erst groß ist“ (Cornelius Wagner, Caramurat).

Einen Jungen hat sich jede Familie gewünscht. Nicht nur als Stammhalter, sondern man dachte dabei daran, daß man eine Hilfe bei der schweren Feldarbeit gebrauchen konnte. So kam es immer wieder vor, daß die Geburt eines Jungen mit größerer Aufmerksamkeit bedacht wurde als die eines Mädchens. „Im Falle daß es ein Bursche war, da ist die Nachbarscha gekommen und hat gratuliert und dann hat auch der Mann einen Schnaps ausgeschenkt“ (Maria Rauser, Fachria).

In Caramurat wurde von einem Mann erzählt, der, als seine Frau im Kindbett lag, ins Gasthaus ging, um ein Glas Wein zu trinken. „Als die Frau in den Wehen lag, schickte man eines der Kinder in das Gasthaus, um den Vater zu holen. Die Mutter hatte ihm den Auftrag gegeben, zu sagen, er solle sofort kommen, die Mama bekommt ein Kind, und die Hebamme muß auch noch geholt werden. Der Junge lief hin und sagte: ‚Komm schnell, die Mutter bekommt das Kind‘. Aber der Vater sagte: ‚Geh nur nach Haus, ich komm sofort‘. Der Junge lief wieder zurück und sagte: ‚Der Vater kommt gleich‘. Aber da war das Kind schon da. Und die Mutter sagte zu dem Jungen: ‚Lauf schnell und sag dem Vater, daß das zweite Kind schon kommt‘. Der Junge lief wieder zum Gasthaus und sagte: ‚Vater komm schnell, die Mutter bekommt schon das zweite Kind‘. Und er lief wieder nach Hause. Da war das zweite Kind schon auf die Welt gekommen und das dritte war schon unterwegs. Da ist der Junge wieder hingelaufen und da hat der Vater gesagt: ‚Jetzt muß ich aber hämm, sonst geht das noch so weiter‘“ (Anna Ternes). Die Erzählerin Anna Ternes sagt dazu: „Ob die Geschichte so stimmte, weiß ich nicht, aber man hat sie so erzählt.“

Abb. 6

4.4. Das Kind ist behindert

Wenn ein behindertes Kind zur Welt kam, machte man sich natürlich Gedanken darüber, wer die Schuld an dieser Behinderung hatte. „Wenn der Vater des Neugeborenen ein Trinker war, hat es geheißten, der sollt nicht so viel saufen, dann wäre das nicht passiert. Das ist ja auch wahr. Wenn die Eltern Alkoholiker sind, kann ja nichts gescheites dabei rauskommen“ (Alida Käfer, Cogecalac).

Eine Behinderung auf eine Vererbung zurückzuführen, lag nahe. Allerdings war es so, daß bereits vor der Ehe dieser Gedanke bei der Auswahl der Ehepartner häufig Berücksichtigung fand. Das heißt, wenn die Eltern für ihre Kinder Ehepartner suchten, spielte der Gedanke, ob in der Familie der Braut oder des Bräutigams Behinderungen oder Krankheiten aufgetreten waren, schon eine Rolle. Wenn bei der Auswahl der Braut oder des Bräutigams diese Kriterien Berücksichtigung gefunden hatten und dennoch ein behindertes Kind zur Welt gebracht wurde, wurde offen oder insgeheim nach dem Grund gefragt. Da nur in Ausnahmefällen während der Schwangerschaft eine Schwangere einen Arzt aufsuchte, bestand allgemein Unkenntnis darüber, daß eine geistige Behinderung eines Kindes darauf rückführbar ist, daß die Rhesusfaktoren im Blut der Eltern nicht zueinander paßten. Ebenso bestand weithin Unkenntnis darüber, daß eine Schwangere, die während der Schwangerschaft an Masern erkrankte, ein taubstummes Kind zur Welt bringen konnte. „Es gab so gut wie keine Behinderte. Wenn es mal Behinderte gab, ist es so gewesen, daß man diese Kinder ein bißchen versteckt hat“ (Alida Käfer, Cogelac).

„In Caramurat waren auch behinderte Kinder. Die Kinder blieben meistens zu Hause in der Familie, aber versteckt hat man sie nicht. Ich weiß von zwei Kindern, die waren sehr geschickt die haben überall mitgeschafft.“ Als in Caramurat ein Mädchen zur Welt gebracht wurde, das nur eine Hand hatte, hieß es, daß die Mutter des Mädchens während der Schwangerschaft einen Mann gesehen hatte, dem eine Hand fehlte. Als sie anderen Personen von dieser Begegnung erzählte, hat sie mit einer Handbewegung an ihrem Arm gezeigt, wie weit der Armstumpf bei dem Mann gereicht hatte. So ist man dann davon ausgegangen, daß die Verkrüppelung des neugeborenen Mädchens darauf zurückzuführen war, daß die Schwangere nicht nur von der Verkrüppelung erzählt hatte, sondern diese auch noch am eigenen Körper dargestellt hatte (Anna Ternes, Caramurat).

4.5. Auffälligkeiten am Neugeborenen

Auffälligkeiten am Neugeborenen brachte man mit irgendwelchen Erlebnissen in der Schwangerschaft in Verbindung. „Da gab es verschiedene Aberglauben. Da hat es z.B. geheißen, die Mutter hat sich in der Schwangerschaft vor irgend etwas erschrocken wenn das Kind ein Muttermal hatte. Mein Bruder hatte auch eins

und da hieß es, weil das Muttermal die Form einer Maus hatte, vielleicht hat sich meine Mutter über eine Maus erschreckt. Manche Leute haben so ein rotes Feuermal gehabt und da hat man gesagt, die schwangere Frau hat sich vor Feuer erschreckt“ (Alida Käfer, Cogevalac).

Von einer Auffälligkeit an ihrem Kind berichtet Sophia Martin aus Catalui: „Früher sind auch mal Rumänen umgezogen, die hatten einen Bären. Die Rumänen haben getrommelt, und der Bär hat dazu getanzt. Sie sind auch zu uns gekommen und auf dem Hof, gleich vorn am Tor haben sie sich postiert. Sie haben getrommelt und der Bär hat getanzt. Da kam unser einer Hund und ging den Bären an. Der Bär ist sehr wild geworden. Er hat sich beinahe losgerissen. Der Rumäne hat sehr geschimpft. Aber ich sagte, daß wir ja nichts dafür könnten, es war ja auf unserem Hof. Da habe ich mich so erschrocken gehabt, als der Hund den Bären anging. Ich war gerade mit dem Ernst schwanger. Mein Sohn hatte dann einen kleinen Bären auf der Hand, er ist aber nicht stark zu sehen. Als er noch ein ganz kleines Kind war, machte mich meine Schwägerin darauf aufmerksam. Sie sagte zu mir, ich solle mir doch mal die Hand genauer ansehen. Da war etwas, wie die Form eines Bären. Meine Großmutter hatte schon immer zu mir gesagt, daß ich aufpassen solle, wenn ich schwanger bin. Wenn ich mich da erschrecke, solle ich mich nirgendwo anfassen. Ich solle immer daran denken, daß ich schwanger bin. Als die Sache mit dem Bären war, habe ich mich an die Hand gefaßt vor Schreck, der war ja so wild geworden. Es war ganz schlimm.“

4.6. Gute Wünsche und Verwünschungen

Es war nicht allgemein üblich, daß zur Geburt eines Kindes den Eltern ein Geschenk überreicht wurde. „Die Geburt wurde nicht gefeiert. Aber meine Mutter hat immer etwas geschenkt bekommen von meinem Vater, Ohrringe oder eine Kette. Aber das bekamen nicht alle Frauen“ (Viktoria Raugust, Tariverde). Wenn irgendein Geschenk mitgebracht wurde, war dieses meistens etwas praktisches, nämlich Windeln oder irgendein Kleidungsstück für das Neugeborene. Manchen Neugeborenen wurde ein Kettchen um den Hals gelegt. Die neugeborenen Mädchen bekamen ein Kettchen mit einem Kreuz oder einer Medaille als Anhänger, die neugeborenen Jungen ein Kettchen mit einer Medaille.“ Bei den Rumänen war es üblich, den Kindern ein Kreuzchen oder eine kleine Perle umzuhängen. Das war gegen Verrufung. Bei uns

war das nicht so. Nur vereinzelt, damit die Hexen nicht rankönnen“ (Gerlinde Stiller, Sofular). Man glaubte schon daran, daß die um den Hals gehängten Medaillen oder geweihten Kreuze eine Schutzfunktion für das Kind ausüben könnten.

Vielerorts wurde vermieden, die Freude über das Neugeborene dadurch zu äussern, daß man es bewunderte. „Die Rumänen die haben, wenn sie ein neugeborenes Kind gesehen haben, dreimal gespuckt. Die haben dann gesagt: ‚Das ist jetzt nicht mehr verrufen‘“ (Alida Käfer, Cogealac). Als eine Frau die blauen Augen des neugeborenen Sohnes von Alida Käfer aus Cogealac bewunderte, fing der Kleine ganz fürchterlich an zu schreien. Vom Vater der Alida Käfer, der sehr abergläubisch war, wurde die Reaktion des Kindes dahingehend ausgelegt, daß die Bewunderung des Kindes durch die Frau zu einer Verwünschung geführt hatte. Dieser Aberglaube der Verwünschung des Neugeborenen schien weit verbreitet zu sein. Als Martha Schmidt in Malcoci ein neugeborenes Kind bewunderte, wurde sie von den im Raum anwesenden Frauen mit großen erschrockenen Augen angeschaut, und eine der älteren Frauen rief laut: „Lecks am Ärschel!“ Durch diesen Ausruf glaubte man die Verwünschung aufheben zu können (Anna Ternes, Caramurat).

„Verwünschen haben nur die Zigeunerinnen können,“ meint Gerlinde Stiller aus Sofular. „Wenn sie mal wieder im Dorf waren und von Haus zu Haus gingen und nichts bekommen haben, da haben sie Verwünschungen ausgesprochen. Und wenn da ein kleines Kind im Raum war, wurde es eben verwünscht. Es wurde richtig krank und keiner wußte, was ihm fehlt. Es schrie unentwegt und konnte nicht essen und nicht schlafen. Oft wurde die Hebamme dann gefragt, was zu tun ist, um Ruhe in das Kind zu bringen. Es wurde dann durchmassiert, gebadet und so naß ins Badetuch eingewickelt, Pfefferminztee gegeben und gut zugedeckt ins Kinderbett oder in die Wiege gelegt. Das half meistens, aber es vergingen schon mal ein paar Tage, bis sich das Kind wieder gefangen hatte und munter war.“

5. Der Glaube an den Storch

Den Kindern erzählte man, daß der Storch die Kinder bringt. Man sagte ihnen, daß der Storch über das Haus fliegen würde und dann das Kind in den Schornstein hineinwerfe. Eltern und Großeltern erzählten den kleinen Kindern die Geschichte vom Storch.

„Wenn wir irgendwo einen Storch sahen, haben wir immer geguckt, ob er irgendwo ein Baby absetzt. Es wurde uns ja immer erzählt, daß der Storch die Kinder bringt. Nach dem Krieg haben wir mit drei Familien in einem Haus gewohnt. Zwei der Frauen waren Witwen. Aber sie haben ein Kind bekommen. Wir waren verheiratet und haben keine gekriegt. Unsere älteren Kinder haben immer gejammert, warum sie kein Geschwisterchen kriegen. Die Witwen sagten, sie sollten doch mal ein Stück Zucker ins Fenster legen, damit der Storch kommt. Aber die Kinder sagten, die Mutter würde es sowieso da wieder wegnehmen. Bei uns in der Dobrudscha hat es sehr viele Störche gegeben. Darum haben wir immer nachgesehen, ob ein Storch ein Kind ablegt“ (Adolf Lück, Cobadin).

Selbst wenn die Kinder schon die Schule besuchten, glaubten sie immer noch daran, daß der Storch die Kinder bringen würde. Auch in der Schule wurden die Kinder nicht darüber aufgeklärt, woher die Kinder kommen. „Ich bin heimkomme und bei uns ist ein Storch herumgeflogen und der hat sich ausruhen wollen. Er ist auf dem Schuppendach gehockt, und die Nachbarn hatten so viele Kinder. Ich war sechs Jahre alt, ich kam heim und habe meiner Mutter eine Szene gemacht, daß die wieder ein Kind bekommen und wir nicht und habe bittere Tränen geheult. Meine Mutter hat geschimpft: ‚Wenn du nicht ruhig bist, kriegst du den Hintern voll‘. Die Nachbarn haben dann auch tatsächlich ein Poppele kriegt, und wir haben auch eins bekommen, nach sechs Jahren. Den Storch sehe ich heute noch auf dem Giebeldach sitzen“ (Alida Käfer, Cogealac).

6. Das Wochenbett

6.1. Pflege der Wöchnerin und des Säuglings im Wochenbett

Wie der Name schon sagt, wurde unter dem Begriff Wochenbett jene Zeitspanne von ein bis zwei Wochen verstanden, in der die Wöchnerin sich nach der Geburt erholen sollte. „Die Hebamme hat einen nicht aufstehen lassen und man mußte acht Tage im Bett liegenbleiben. Danach konnte man wieder seiner Arbeit nachgehen“ (Maria Rauser, F achria). „Nach der Geburt betrachtete man eine Wöchnerin meist als Kranke. Der Wöchnerin brachten die Nachbarn oft eine gute Suppe. Jede Woche kam die Hebamme mehrmals und massierte den Unterbauch, damit sich alles

wieder richtig zurückbilden konnte, was während der Schwangerschaft durcheinandergeraten war. Auch wenn man später nochmal Beschwerden hatte, ist sie gekommen und hat massiert. Bis zur Taufe war die Hebamme immer dabei. Meistens waren die Hebammen auch gute Köchinnen. Die Hebamme war eine Vertrauensperson, der man alles sagen konnte. Sie war sehr verschwiegen. Eine Schwangerschaft ist ja nicht immer ohne Beschwerden verlaufen. Man konnte ihr alles erzählen, so wie man es einer Mutter erzählen kann“ (Alwine Rösner, Fachria).

„Wenn die Frau im Wochenbett lag, wurde mit Nachbarn und Verwandten oder Bekannten abgesprochen, wer ihr das Essen bringt, so daß sie zehn bis vierzehn Tage versorgt war. Die Wöchnerin hat dann das beste Essen bekommen. Die Frau mußte sechs bis acht Wochen zu Hause bleiben bis sie wieder rein war. Danach ging sie als erstes in die Kirche und dann konnte sie auch wieder außer Haus gehen. Das Kind kam auch nicht vorher aus dem Haus. Die Hebamme kam jeden Tag und hat das Kind gebadet und nach der Wöchnerin geschaut. Die brauchte auch nicht arbeiten, sie lag dann vierzehn Tage im Bett. Man hat sie in der Zeit auch besucht“ (Christine Mehl, Cogealia).

„Im Wochenbett gab es dann eine Taubensuppe mit Nudeln oder Reis. Der Kaffee war auch etwas besser, sonst gab es nichts besonderes. Sie hat dann Milch und Wasser getrunken. Die vierzehn Tage Bettruhe waren normal. Man ist zwischendurch auch aufgestanden, aber man hat nicht gearbeitet. Danach mußte man wieder raus und weiterarbeiten wie vorher auch“ (Viktoria Raugust, Tariverde). Auch in Cobadin war es üblich, daß eine Wöchnerin vierzehn Tage fest im Bett liegen blieb. Sie sollte nur leichte Speisen essen und sich von der Geburt erholen. „Da hat die ganze Nachbarschaft geholfen. Manchmal brachten sie so viel Essen, daß die ganze Familie davon essen konnte. Meistens kochten sie Suppen. Dazu haben sie ein Huhn geschlachtet. Aber die Wöchnerin durfte das Fleisch von dem Huhn nicht essen. Das wurde nur mitgekocht, daß es einen guten Geschmack gibt. Meist haben sich die Frauen bei uns gegenseitig viel besucht nach einer Entbindung. Der Haushalt wurde nach der Geburt meistens von der Tochter erledigt. Wenn keine Tochter da war, die das schon machen konnte, kam die Mutter der Wöchnerin. Die Mütter sind ja sowieso immer zu ihren Töchtern gegangen, wenn so etwas war. Sie haben die Tochter gepflegt, sie belehrt und ihr gesagt, was sie machen muß und wie sie sich verhalten soll“ (Adolf

Lück, Cobadin).

In Cogealia waren es zwei ältere Frauen, die man für die Geburt und für die Zeit danach zur Hilfe holen konnte. Diese Frauen kannten die Gebärenden meist schon von Geburt an. „Die Hebammen haben die Säuglinge und die Wöchnerin versorgt. Sie haben den Frauen beim Stillen geholfen und das Bett der Wöchnerin jeden Tag bezogen. Sie sind dann so lange gekommen wie sie gebraucht wurden, wenn nicht zuviel gebärende Frauen zu versorgen waren. Wenn irgend etwas war, hat man immer die Sofiebas geholt, die hat immer Rat gewußt“ (Viktoria Gehres). In Cogealia war es auch üblich, daß während der Zeit des Wochenbetts die Nachbarinnen oder Verwandte kamen und der Wöchnerin das Essen brachten.

„Das war immer gutes Essen und nicht so schwer, so Hühnersuppe oder gebackene Täubchen. Die Sofiebas hat immer gesagt, acht Tage muß eine Wöchnerin im Bett bleiben, damit alles sich wieder richtig erholen kann. Ich habe das auch als richtig empfunden. Wenn eine Frau bei uns sofort wieder aufgestanden wäre, hätte sie auch gleich wieder ihre Pflichten gehabt und sich vielleicht gleich übernommen. Die acht Tage haben jeder Wöchnerin gutgetan, sie ist ja sonst nicht verwöhnt worden. Die Familie wurde in dieser Zeit entweder von größeren Kindern versorgt, von der Großmutter, einer Schwester oder einer Nachbarin, es war immer Hilfe da“ (Viktoria Gehres).

In Cobadin war es üblich, daß die Hebamme acht Tage lang die Wöchnerin und das Neugeborene versorgte. Sie wurde in der Pflege der Wöchnerin und des Neugeborenen von anderen Personen unterstützt. Es gab in Cobadin den Frauenverein, der sich dieser Aufgaben annahm. „Jeden Tag mußte eine andere Frau der Mutter das Essen bringen, wo so viele Kinder waren, die hatten ja auch meistens keine Dienstboten, oder die Kinder waren noch zu jung, um zu helfen. Man hat immer das beste Essen gekocht, auch mal einen Gänsebraten oder eine Hühnersuppe, Nachtisch, Kaffee und Kuchen. Man hat es gerne gemacht, das war so eine soziale Hilfe“ (Johanna Krauss).

An eine strikte Ruhepause nach der Geburt hielten sich jedoch nicht alle Frauen. „Als mein Sohn um sieben Uhr morgens geboren wurde, habe ich am gleichen Tag Stiefmütterchen gepflanzt. Das mußte eine Frau selber wissen, ob sie aufstehen konnte oder nicht“ (Johanna Krauss, Cobadin). Aber, aufstehen wollen, weil

man sich wohlfühlte oder aber aufstehen müssen, weil keiner da war, der die Arbeit abnehmen konnte, waren zwei Seiten. „Die meisten Bauersfrauen mußten ja am zweiten Tag wieder aufstehen“ (Johanna Krauss, Cobadin). „Eine Frau, das weiß ich noch, ist zwei oder drei Stunden nach der Geburt wieder aufgestanden und hat den Haushalt und die Kinder wieder selber versorgt. Das waren ganz arme Leute mit vielen Kindern. Da haben alle im Dorf geschimpft, sie solle doch liegenbleiben. Sie dürfe doch nicht gleich nach der Geburt aufstehen. Denn sonst blieben die Frauen vierzehn Tage lang liegen“ (Adolf Lück, Cobadin). Aber auch in Familien, in denen keine weiteren weiblichen Verwandten aushelfen konnten, mußte die Frau nach der Geburt gleich wieder aufstehen und sich selber um alles kümmern. In Cobadin kam dieses nur vereinzelt vor.

Aus Cogealac berichtet Alida Käfer: „Es gab kein Wochenbett. Es wurde wohl ein Schnaps eingeschenkt, um auf das Kind zu trinken.“ Es war auch üblich, daß die Mutter oder eine andere Verwandte der Wöchnerin einige Zeit ins Haus kam, um die Windeln zu waschen und bei der Arbeit im Haus zu helfen. In Cogealac konnten sich nur wenige Frauen nach der Geburt für eine längere Zeit ausruhen. „Nach acht Tagen ist man aufgestanden und die Hebamme hat gesagt: ‚Jetzt bist du gesund.‘ Sie hat ihr Honorar genommen und ist gegangen. Nach vierzehn Tagen ist sie noch einmal zur Kontrolle gekommen“ (Alida Käfer, Cogealac).

„Im Oberdorf, da wohnten die Reichen. Wir waren die Ärmeren, wir wohnten im Unterdorf. Wenn meine Mutter ein Kind geboren hat, mußte sie gleich ein par Stunden nach dem Kindbett wieder aufstehen. Sie mußte kochen und die Tiere versorgen, bevor mein Vater nach Hause kam. Meine Mutter hat mir erzählt, sie mußte sich den Bauch fest mit einem Tuch binden und auch die Brust mußte sie fest einbinden damit sie kein Milchfieber bekam. Sie hatte nämlich einen kleinen Busen und viel Milch. Und sie sagte mir auch, daß ihr manchmal so schlecht war, aber es war niemand da, der ihr hätte helfen können“ (Maria Tschernischow, Sofular).

6.2. Die Wöchnerin ist unrein

Bei den Dobrudschadeutschen war es generell üblich, daß die jungen Frauen erst sechs Wochen nach der Geburt den Hof verließen. Es hieß, die Frau sei unrein. „Wenn die Kinder getauft wurden, so nach sechs Wochen, dann erst durfte auch die Frau

das Haus verlassen. Bei der Taufe wird die Mutter auch eingeseget. Erst dann darf sie durch das Hoftor gehen. Die Mutter hat ihre Zeit daheim als Wöchnerinnenzeit abgesehen und das waren sechs Wochen. Dann wurde sie erst eingeseget, damit sie nicht mehr unrein ist. Eine Frau galt als unrein, solange sie Wöchnerin war, und das war sie sechs Wochen lang. Ich weiß, das klingt ein bißchen biblisch, aber so war es Sitte. Im Haus durfte sie deshalb bleiben, weil sie ja dorthin gehört. Aber den Hof verlassen oder gar noch in die Kirche gehen durfte sie nicht“ (Gerlinde Stiller, Sofular). Diese Wöchnerinnenzeit bedeutete allerdings nicht, daß die Wöchnerin wie von der Außenwelt abgeschnitten war. Die Nachbarsleute, Verwandte und Bekannte kamen zu Besuch, sie brachten das Wöchnerinnenessen und wollten das „Poppele“ begucken.

In Cobadin „ließ die Frau Pastor insbesondere den ärmeren Frauen zwei bis drei Tage lang Essen bringen. Vor allem Hühnersuppen mit selbstgemachten Nudeln galten als ganz besonders schmackhaftes Wöchnerinnenessen. Solange die Wöchnerin als unrein galt, war es ihr auch nicht erlaubt, Teig zu kneten oder Brot zu backen“ (Gerlinde Stiller, Sofular).

In Cogealac durften Wöchnerinnen mindestens vier Wochen nach der Geburt nicht ausgehen. Warum das so war, darauf gab es keine eindeutige Antwort. Es hieß einfach so, daß die Wöchnerin zu Hause zu bleiben hat. Die Vorstellung, daß die Frau, die ein Kind geboren hatte, einige Wochen unrein ist, ging jedoch nicht so weit, daß man um die Wöchnerin herum einen Bogen machte. Es war eigentlich vielmehr so, daß die Wöchnerin in den Wochen nach der Geburt mehr Besuch erhielt, als in der Zeit nach der Aussegnung. Diesen Wochen, in der sich die Wöchnerin lediglich im Haus bzw. auf dem Hof der eigenen Familie zu bewegen hatte, war aber durchaus auch etwas positives abzugewinnen, wenn man bedenkt, daß mit der räumlichen Eingrenzung bzw. Abgrenzung der Wöchnerin zugleich auch eine Konzentration auf das neugeborene Kind und auf seine Belange verbunden war.

6.3. Aussegnung

Wenn die Wöchnerin dann zum ersten Mal den Hof verließ, ging sie zur Aussegnung in die Kirche. Der Ehemann oder der Bruder der Wöchnerin gingen vorher zum Pfarrer und sagten ihm, daß die Frau oder die Schwester das erste Mal wieder in die Kirche kommen wird. Am Schluß des Gottesdienstes wurde dann beim

Segen erwähnt, daß die Frau die Geburt gesund überstanden habe und man den Herrgott darum bäte, daß die Mutter und das Kind gesund bleiben mögen. Eine Aussegnung vor der ganzen Gemeinde, das heißt, daß die Frau mit dem Kind vor die ganze Gemeinde zu treten hatte, war in Cogealac nicht üblich.

In Caramurat durften Frauen, die ein Kind bekommen hatten, einen Monat lang nicht aus dem Haus gehen. Auch in die Kirche durften Wöchnerinnen nicht gehen, weil sie unrein waren. Sie mußten sich zuvor erst aussegnen lassen, wie es früher bei den alten Juden üblich war. Aus der Bibel wußte man, daß auch die Muttergottes mit dem Jesuskind in den Tempel gegangen war und sich dort hatte aussegnen lassen. In jedem Fall blieb die Wöchnerin nach der Geburt vier Wochen lang im Haus bzw. auf dem Hof. Erst nach diesen Wochen nahm sie das Kind mit in die Kirche zur Aussegnung. Die Mutter ging mit dem Kind von hinten in die Kirche. Der Pfarrer kam dann zu der Frau mit dem Kind, gab der Mutter eine Kerze in die Hand, segnete sie mit Weihwasser und geleitete sie mit Gebeten durch die Kirche nach vorn bis vor die Kommunionbank. Vor der ganzen Gemeinde wurde die Mutter mit dem Kind gesegnet und konnte fortan jeden Sonntag wieder regelmäßig in die Kirche gehen. Von diesem Zeitpunkt an durfte die Mutter allein oder auch mit dem Kind wieder den Hof verlassen (Cornelius Wagner).